



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

Der König und die Schweizer. — Nachwehen vom vorigen Jahrzehend. — Die Magdeburger und ihre Meinungsgegenossen. — Seliges Ende des Centralvereins.

Die Cabinetsordre, welche unser König an die Behörden und Bürger von Neuenburg erlassen, hat das unglaubliche Gerücht hervorgerufen, Preußen werde, wenigstens im Fall einer Besetzung dieses Cantons durch eidgenössische Truppen, in der Schweiz interveniren. Abgesehen davon, daß es denn doch ein etwas weiter Weg ist von Berlin nach den Vogesen, trägt dieses Gerücht in sich selbst das Gepräge seiner Unhaltbarkeit. Es mag mit dem formellen Rechtsconflict in der Schweiz beschaffen sein, wie es wolle — und so viel liegt wohl auf der Hand, daß auf beiden Seiten ein gewisses Unrecht liegt — die Frage ist nicht eine simple Rechtsfrage, es ist eine politisch-religiöse, und wer sollte es da wohl glaublich finden, daß Friedrich Wilhelm IV., der Erbe jener erlauchten Hohenzollern, die ihren Staat als ein Bollwerk für die evangelische Glaubensfreiheit aufrichteten, daß derselbe König, der noch als Schutzherr des Gustav-Adolfvereins die Vergangenheit der preussischen Politik sanctionirt hat, zu Gunsten eines Ordens sein Schwert in die Wagschaale werfen sollte, der seit vielen Jahrhunderten jenes Princip der Glaubensfreiheit mit einer Zähigkeit bekämpft hat, die eben so der Bornirtheit als dem Genie eigen ist. In unserm eignen Lande haben wir — es ist noch nicht zehn Jahre her — die Umrtriebe des Jesuitismus kennen gelernt; wir haben gesehen, wie eine Gesellschaft, die kein anderes Vaterland kennt, als das ultramontane der Kirche, den Boden des Vertrauens unterwühlt, welches die Bürger mit der Regierung verbindet. Noch immer sind die Wunden, welche namentlich in der Rheinprovinz der Ultramontanismus der vernünftigen Staatsorganisation geschlagen, nicht verblutet; noch immer ist die *exclesia pressa* ein Stichwort, welches die Polen im Großherzogthum gegen das deutsche Element der Bevölkerung aufreizt. Es ist daher lediglich der theoretische Rechtspunkt, in welchem das Einverständniß des Königs mit dem Rath von Neuenburg zu suchen ist. Von diesem Standpunkt aus ist es allerdings anzuerkennen, daß die Neuenburger in der Beachtung der Neutralität wenigstens consequent gewesen sind. Aber die Sympathien der preussischen Nation — und der Enkel des großen Friedrich gehört doch wohl zu dieser — sind entschieden für die Eidgenossenschaft, trotz aller Doctrin. Denn die Eidgenossen verfechten unsere Sache, die Sache der Aufklärung; sie vertreten das Princip, durch welches Preußen groß ge-

worden ist — das Princip der Volkserziehung zur Staatsbürgerschaft. Um der abstracten Doctrin willen wird aber Preußen keinen Krieg führen, eben so wenig für die Sache des Fürsten von Neuchâtel, wenn dieser auch Eine Person ist mit dem König von Preußen. Wenn Frankreich es gern sähe, daß der Staatsverband der Schweiz verrottete, so daß es im Trüben ein gutes Stück davon sich aneignen könnte; wenn Oesterreich seine Glaubensgenossen, die Sonderbunds-Cantone unterstützt, so ist das in der Ordnung oder wenigstens natürlich. Aber Preußens Adler blickt nach einer andern Richtung, als nach der heiligen Stadt der sieben Hügel.

Ich habe ausdrücklich gesagt, die Sympathien auch unserer Regierung müssen gegen den Sonderbund sein. Das widerspricht nur scheinbar den öffentlichen Erklärungen, denn es ist bekannt, wie sehr jetzt bei uns die Doctrinen grassiren, durch die Doctrin wird sogar auch das natürliche Gefühl unterdrückt. Aber nur für den Augenblick; im Moment der Entscheidung wird es sich anders zeigen.

Unter diesen Umständen, wo man noch immer zweifelt, wird natürlich jeder Schritt der Regierung in den kirchlichen Angelegenheiten mit Aufmerksamkeit verfolgt. Es ist jetzt freilich der Zeitpunkt eingetreten, wo weit mehr dasjenige, was die Gegner der Regierung vorhaben, in Betracht kommt. Die Bewegung in Magdeburg und Halle scheint doch eine ernstere Wendung zu nehmen, als es anfangs den Anschein hatte. Uhlisch ist unstreitig der populärste Mann auf dem theologischen Gebiet, und das Kirchenregiment hat sich offenbar selbst im Lichte gestanden, als es mit ihm ernstlich brach. Uhlisch ist um so populärer, je unentschiedener er ist, wahrscheinlich in seiner theoretischen Ueberzeugung eben so als in seiner practischen Stellung. Seine Ansichten sind die von 100 unserer Mitbürger. Noch neulich wurde bei einem Zweckessen hier ein Lied von dem ehemaligen Kriegsminister v. Boyen mit großem Applaus vorgetragen, in welchem die Idee Friedrich des Großen, daß der Glaube etwas Gleichgültiges sei, wenn nur die practische Thätigkeit die rechte wäre, in bündigen, zugleich entschiedenen und gemüthlichen Worten ausgesprochen war. Das Bewußtsein, welches Uhlisch offen und nackt aller Welt vorträgt, wohnt in dem Geist aller Gebildeten, auch wenn sie Consistorialräthe oder Decane der theologischen Facultät sind; aber es ist der alte Tic der bureaukratischen Hierarchie: alles für das Volk, aber nichts durch das Volk, der sie gegen jene Bestrebungen aufbringt. Weit weniger Popularität hat die entschiednere Richtung, die durch Wislicenus in Halle eingeführt ist, und die sich einigermaßen mit der philosophischen Speculation zu verbinden schien. Die isolirte Speculation hat noch nie die Herrschaft einer Autorität gestürzt, das bleibt dem gesunden Menschenverstand vorbehalten. Einer von den liberalen Theologen, die man bisher der extremsten Richtung vindicirte, weil er mit souveräner Verachtung auf die Bestrebungen der „Halben“ herabgesehen, Licentiat Schwarz, hat so eben ein Buch über das Wesen der Religion veröffentlicht, in welchem sich der alte Mysticismus auf eine seltsame Weise mit philosophischen Dogmen und theologischen Reminiscenzen gattet. Es hieß, die Regierung habe nur dieses Buch abwarten wollen, um, wenn es nicht gar zu arg wäre, Herrn Schwarz zum Professor in Bonn zu ernennen. Es wird nun wohl nicht zu arg sein.

Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich zwar die Gestinnung jener Religionsverbesserer sehr achte und anerkenne, daß ich aber wünschte, sie gäben sich mit etwas Anderem ab. Die practische Sorge für die Angelegenheiten dieser Erde ist jedenfalls wenigstens vorläufig wichtiger, als die Propaganda für das entlegene himmlische Reich. Unsere Stadt nimmt dazu in der That von Zeit zu Zeit einen Anlauf, aber sie verdirbt es immer durch Extravaganzen, durch zu weitausehende Pläne. Man erinnere sich an die aben-

teuerliche Idee eines allgemeinen deutschen Nationalvereins, der hier sein Centrum haben sollte, eine Idee, deren Urheber, Herr v. Holzendorf, durch Anregung der bekannten Bauernadresse in diesen Tagen sich einen bessern Namen gemacht hat. Das seltsamste Schicksal hatte der Centralverein für das Wohl der arbeitenden Classen — um von dem demokratischen Localverein gar nicht zu reden — ein Institut, das von der patrizischen Aristokratie Berlins angeregt, von der Regierung und von dem König selbst mit Freuden begrüßt und gutgeheißen wurde, das dann plötzlich in Mißcredit gerieth, weil man anfing, in jeder Vereinigung von Bürgern einen Jacobinerclub zu wittern, das nach jahrelangem, halb unfreiwilligem Schweigen in der ersten Hälfte dieses Jahres ein isolirtes Lebenszeichen von sich gab, den heroischen Entschluß nämlich, existiren zu wollen — ein Entschluß, gegen den nur der zur Schelling'schen Reactionsphilosophie abgefallene Professor v. Henning opponirte — und das nun in diesen Tagen eines sanften und seligen Todes verbliehen zu sein scheint, da der Vorstand, das Organ der Gesellschaft vor der Regierung und umgekehrt, in corpore abdankte. Der Vorsatz, zu existiren, gibt einem derartigen Institut noch nicht eine bestimmte Realität.

Sanft ruhe seine Asche, und sein Schlaf sei der des Gerechten!

H.

II.

Aus Prag.

1.

Universitätskämpfe. — Wer wird Rector? — Gastronomen und Reformen. — „Ueber Dents, Rede- und Pressfreiheit? — Affen und Schauspieler, nebst einigen Malicen.

Unsere bisher so friedsame Universität ist in voller Aufregung und in zwei feindliche Lager geschieden, seit der von den Behörden angeordneten (am 13. November vor sich gegangenen) neuerlichen Rectorswahl für das Jubiläumsjahr 1848. Weit friedlicher ist es bei der gleichzeitig zu Prefsburg stattgehabten Palatinuswahl hergegangen, als im alten Carolinum; Fortschritt und Popsthum lagen auch hier sich in den Haaren, und merkwürdiger Weise hielt die Philosophenfacultät taysfer am Zopfe.

Das endliche Wahlresultat ließ die Sache auf dem alten Flecke; wieder wählten, (wie im Juli) Theologen und Philosophen (?) ihren Lieblingsprälaten Zeidler, Juristen und Mediciner den Professor Czner, einen ausgezeichneten Menschen und Denker, dem es jedoch bedeutend zur Last fällt, daß er noch kein Abfütterungsdiner veranstaltete, daß man also seine culinarische Begabung noch nicht zu würdigen verstand, denn in heutigen practischen Zeiten weiß man gern vorher, woran man ist. Sollte, wie zu erwarten, der unser Virilmajorität mißliebige Abt nicht freiwillig abtreten, so gehet der streitige Wahlaact abermals den raschen Weg zur Behörde, auf welchem sich derselbe seit dem Monat Juli befunden. Doch dürften die Chancen ein dem Prof. Czner günstiges Decisum versprechen, denn nach Einzelstimmen, statt nach Facultäten gezählt, haben an 140 Progreßisten für Czner, und nur 40 Gastronomen für Zeidler gestimmt. Es muß doch was daran sein an den Reformgährungen in Oesterreich, da sogar im Schooße der alten, längst unproductiven Universität solches Kreisen sich ergibt, einer Universität, welche — die medicinischen Studien in Ehren — füglich eine bloße Abrihtungsanstalt, ein literarisches Raspelhaus zu nennen ist, aus welchem die Jünglinge als geistige Gummichen und wohlgeschulte Diener, oder als erbitterte Feinde des Systemes unserer pensée immuable hervorgehen. Möchte doch das Jubiläum eine Verjüngung und Wiedergeburt der Anstalt begründen, möchten doch diesem Zwecke die subscribirten Jubelfonds gewidmet sein.

Hin und wieder tauchen wohl einzelne Hypergenies aus dem Teiche österreicher Universitäten auf, wie grausige Irrlichter; einem solchen verdankt wohl unsere Reactionsliteratur das merkwürdige Actenstück, jene Wiener Ansichten über Denk-, Rede- und Pressfreiheit, die in keiner literarischen Curiositätenammlung fehlen dürfen, und dessen Glanzpunkt in der genialen Behauptung liegt, der Menge sei es ganz gleichgültig, was sie liest, wenn sie nur überhaupt was zu lesen bekomme, so wie Belagerte in der Noth auch Pferdefleisch essen. Literarisches Pferdefleisch liefert Wien allerdings in Menge. Auf jene Behauptung hin baut das Büchlein seine Consequenzen, und stellt die Literatur endlich mit Tabak, Kaffee und Kartoffelsäcken in ein Niveau. Heil dir, erhabener Scribent! es wird sich komisch machen, wenn zwei Centner Heine und Kottick nebst einem Centner Friedenskanaster an der Grenze in Anstand genommen werden.

In weiterem Blasphemiren gegen den Gott in uns, will das Buch den Drucker allein für die Erzeugung der Waare verantwortlich machen. Gottlieb Haase Söhne, unsere vielbeschäftigten Buchdrucker, sind eben im Begriff, sich verschiedene Doctorgrade eigen zu machen, um gerüstet zu sein, falls jener bei Nohrmann in Wien erschienene Gesetzvorschlag zum wirklichen, etwa zum Bundesgesetze werden sollte. Denn nicht geringe Gefahrheit wird dann zum Buchdruckerthume von Nöthen sein, das wir heute nur als Handwerk üben sehen; man wird dann vom Buchdrucker direct zum Rathe des Obercensurcollegiums beförderlich sein. Doch wahrlich, die Sache hat auch ihre bitter ernste Seite. Weiß man, welches Mäcenat dies Büchlein begünstigt, welcher Salon zu Wien das Manuscript mit Acclamation gut geheissen, kann man sich gebelienen Grauens kaum erwehren; wäre man wenigstens so klug gewesen, das Ganze als Uebersetzung aus dem Chinesischen zu geben, es hätte uns dann weniger erschreckt; des Originalchinesischen ist Viel darin, und wahrscheinlich dient das Buch als indirecte Erledigung der vielbesprochenen Petition der Wiener Schriftsteller und der böhmischen Landtagsbitte um freiere Censur.

Ein Centner Nohrmann'sche Gedanken, ein Centner Kienruß: wer kauft!

Wir wenden uns ab von den trostlosen Auspicien unserer geistigen Zukunft und suchen Erholung, Zerstreuung in der vielbesuchten Affenkomödie der Madame Schreyer, dem einzigen censurfreien Theater, dessen Künstler ungestraft extemporiren, das aber unserem Theater bedeutend Abbruch thut, zumal dieses noch an den alten, oft gerügten Gebrechen leidet. Der Winter ist gekommen, doch brachte er die verheißene Heldenspielerin, die Coloraturfängerin, den Tenor nicht mit; auch hat die Schreyer'sche Gesellschaft afrikanischer Mimen das für sich, daß ihre Directrice durchaus nicht singt, der frühere Theaterdirector hatte auch ein vernachlässigtes Theater, aber keinen Schnurrbart; folglich haben wir entschieden gewonnen; freilich kostet dieser Gewinn dem Lande — den Steuerpflichtigen!! — jährlich baare 10,000 Fl. C. M., wofür wir so ziemlich 320 bärtige Grenadiere per fünf Kreuzer täglich in's Feld stellen könnten. Theater sind aber Nationalerziehungsanstalten, und wollten unsere theatersteuerpflichtigen Bauern nur herein kommen, sie würden grundgeschickt.

2.

Die Stände und das Bürgerthum.

Nicht volle zwei Jahre sind es, seitdem die Sitzungen der böhmischen Landstände, ihr Erwachen aus langjähriger Lethargie in diesen Blättern das allerersten Male besprochen wurden, bitter, doch streng wahrhaft. Blicken wir zurück und vergleichen wir die heutige

Stellung der Stände, ihre heute ausgesprochene Tendenz mit den Anfängen ihrer Regsamkeit, und wir erkennen entschiedenen Fortschritt, in Form und Richtung, wir erkennen ein zeitgemäßes Aufgeben der bloß persönlich privilegierten Bevorzugung, und die Tendenz nicht Persönliches, sondern des Landes Gesamtinteresse im Ständesaale zu bevorzugen, wir erkennen die Elemente zeitgemäßer Bildungsamkeit, wie die Eignung zu zeitgemäßer Amplification der ständischen Körperschaft, — wir erkennen dies alles, doch nur bei den verhältnißmäßig wenigen Männern, welche in den Versammlungen vom Mai und August dieses Jahres die Mehrheit beherrscht und geleitet haben.

Dennoch aber vermiffen wir, was dem Gedeihen jener löblichen Tendenzen unbedingt noth thut: die Sympathie, und mit dieser jene unwiderstehliche geistige Mitwirkung des Volkes und zunächst der kräftigen Mittelklasse.

Daß der gänzliche Mangel öffentlicher Mittheilungen der ständischen Verhandlungen, dies zum großen Theile verschuldet, geben wir zu; doch auch in jenen Kreisen, in welche die genaue Notiz des Geschehenen und des Verhandelten gedrungen, wird dennoch alles Mitgefühl für das Erwachen ständischer Thätigkeit vermiff, ja eine gewisse Schadenfreude über die ganz verfassungswidrige Beschlußnahme der Regierung, womit dieselbe das Ständevotum vom 30. August erwiderte, gibt sich unverhohlen kund.

Wäre volle, behagliche Zufriedenheit mit dem Bestehenden der Grund dieser Erscheinung, so wäre dieselbe wohl nur in der Ordnung, doch diese Zufriedenheit besteht leider durchaus nicht, — mißmuthiges Grollen mit dem Bestehenden, Mißtrauen, Mißachtung gegen viele beamteten Regierungsorgane, wenn auch in verschiedenen Schattirungen, erfüllt die Massen. Doch ist diese Stimmung bisher eine bloß instinctartige, durch allgemeines Mißbehagen herbeigeführte, es fehlt ihr die entschiedene Ausprägung, das allgemein bezeichnende, das zündende Wort.

Daß ungeachtet dieses leidigen Zustandes die öffentliche Meinung dennoch nicht Partei ergriff für die Stände Böhmens, daß man seine Hoffnungsanker dennoch nicht auswarf im ständischen Boden, gibt Zeugniß dafür ab, daß die Stände, der Adel Böhmens — es noch nicht der Mühe werth hielten, sich uns Nebrigen zu nähern, daß sie fortwährend als Wesen anderer, besserer Sorte über uns stehend sich betrachten, das bürgerliche Contagium ängstlich scheuen und daß wir Nebrigen deshalb mißtrauisch wie auf unsere Gegner zu ihnen hinauf blickend, ihnen selbst Erwünschtes nicht verdanken mögen. Wissen wir doch nicht, um welchen Preis man uns seine Wohlthaten zu bieten meint. Wir wissen wohl, daß in den ständischen Versammlungen einzelne Wünsche laut wurden für verbesserte Repräsentation des Bürgerstandes, doch drangen diese Einzelnen nicht durch, um einen Beschluß, einen Antrag an die Regierung in diesem Sinne zu erreichen, die Majorität war dieser Richtung entgegen, obschon die Regierungsgenehmigung eines solchen Antrags nicht zu erwarten war.

Mag immerhin die heutige Majorität die Ansicht haben, vorerst müsse der Ständekörper in seiner streng verfassungsmäßigen Gestaltung den verlorenen Boden wieder gewinnen, seine Stellung als Vertreter des Gesamtlandes vindiciren, und dann erst sei es an der Zeit, diesem Körper neue Glieder anzusetzen, um ihm zeitgemäße Lebensfähigkeit zu geben — uns scheint diese Ansicht illusorisch; denn angenommen, es gelänge der heute tongebenden Majorität die Anerkennung ständischen Rechtes durchzusetzen, so hätte diese Majorität doch nur Siege erfochten für ihre Standesgenossen, welche heute feig, indifferent und bequem vom Kampfsplatze wegblieben und den fortschrittlich Gesinnten den Kampf allein überließen, welche aber, wäre der Sieg erfochten, emsig eintreffen würden, um sich in die Beute zu theilen. Was heute

Majorität war, schlägt dann in kleine wohlgesinnte Fractionen um, die große altaristokratisch gesinnte Junkermasse setzt sich zum Siegesmahle, und das Bürgerthum wartet auf als treuer Knecht, wie je zuvor. Die Regierung gewöhnt sich wohl endlich daran, mit einer leicht geködderten Aristokratenkammer sich zu verständigen, und verschwunden sind alle Hoffnungen jener 26 Edlen, welche das Botum vom 30. August zu Stande gebracht, es wird dann verwirklicht sein, was fast das Kaisermemorial im Burghof zu Wien anzeigt; auf breiter Basis, von aristokratischen Figuren gestützt und gehalten, ragt die Kaisersäule empor und das Ganze ruhet auf dem breiten, stillruhigen Rücken des treuen Volkes.

Jenes ablehnende Stimmvotum vom 30. August, so viel besprochen in deutschen Blättern, ging hier beinahe spurlos an der Menge vorüber, so wenig politisch gebildet, so ganz unreif und kindlich unerzogen ist diese Menge, daß sie, den ganzen Handel gar nicht begreifend, es kaum der Mühe werth hielt, irgend darüber zu denken; man ging so weit, es zu tadeln, daß Stände wegen elender 50,000 Fl. so viel Lärmens gemacht, von der Principienfrage gestaltete sich kaum ein Begriff; der verfassungswidrige Entschluß der Regierung ward wie ein schlechter Witz belacht!

Deutsche Blätter mögen sich keine Illusionen machen von Gährungen, Reformbestrebungen in Oesterreich, das liest sich in einem Zeitungsartikel recht bequem und plausibel; die lederne Wirklichkeit enttäuscht uns bald.

Wir hoffen vorerst durchaus nichts von den Bestrebungen böhmischer Stände, doch erkennen wir an, daß man nach dem ablehnenden Beschlusse vom Monat Mai sich im August nothwendig hat consequent bleiben müssen, und etwas wurde wenigstens gewonnen: Festigkeit, die wir früher zwar nicht bei den Stimmführern, doch oft in der Majorität vermiften.

Doch vorzeitig scheint uns jener Beschluß. Man kämpfte einen großen Kampf um Kleines, man verschoss seine letzten, seine allein treffenden Pfeile, und muß jetzt ziemlich wehrlos die Angriffe der gereizten Regierung abwarten, die, wir sind es überzeugt, nicht ausbleiben werden, denn so schwankend, so wenig garantirt sind die in vagen Umriffen den Ständen verliehenen Rechte, daß ihnen von der Regierung sogar vorgeschrieben werden kann, worüber in der Versammlung debattirt werden darf, worüber nicht. Darum, dünkt uns, war allmählig fester Boden zu gewinnen; die Regierung fand sich bald darein, von der Verfassungsform gänzlich Umgang zu nehmen und die Steuer auch ohne Botum, ohne Landtagsschluß auszuschreiben; gar gefährlich scheint uns dies Experiment für das Ständewesen im Ganzen, denn wo ist des Uebergriffes Grenze, ist die hemmende Schranke einmal überschritten?

Ehe man es zu förmlichem Bruch mit der Regierung kommen ließ, hätte dabei vieles Ersprießliche gethan oder doch versucht werden sollen, sich im Lande zu befestigen; sich als Schutz und Hort gegen den lethargischen Schlendrian des hierarchisch gegliederten, ununterrichteten, schlecht besoldeten, corruptirten Beamtenstandes zu charakterisiren, sich durch Verstärkung der Bürgerrepräsentation zu vervollständigen. Anträge auf Mobotausslösung mit ständischen Opfern; Anträge auf Dotation der Schullehrer aus dem Domestikalfonde; Anträge auf Verbesserung des Gymnasialunterrichtes, der heute so jämmerlich ist; Anträge auf Beseitigung der Jesuitenuntriebe — hätten, wenn auch von der Regierung verworfen, der Menge bewiesen, daß wirklich des Landes Vertreter im Ständesaale sitzen.

Zur Verwirklichung der Bürgerrepräsentation endlich bot sich ein Mittel, welches

in dem bisher rein aristocratischen Principe des böhmischen Ständewesens mit begründet, von der Regierung wohl minder beanständet worden wäre.

Man wird nämlich, wie bekannt, stimmfähig in unserer Ständeversammlung durch Geburt und Besitz. Vom Bürgerstande sind die eingebornen, ansässigen Bürger der königlich privilegierten Städte befähigt, landtäfeliche Güter mit obrigkeitlichem Rechte zu besitzen und ihren Kindern frei zu vererben.

Liegt es demnach nicht ganz nahe, diesen besitzfähigen, bürgerlichen Gutsbesitzern den Eintritt in die Ständeversammlung zu gewähren? Auf solche Weise würden die Bürgerrepräsentation allmählig zu einer wirklichen werden, welche das Interesse des Gutsbesitzers, wie des städtischen Bürgers in sich vereint, und dennoch das so unliebsame Wahlwesen vor der Hand umgehrt, und die Herren Bürgermeister und Räte ganz unbeirrt sitzen läßt.

Solch ein Antrag würde als Act der Gerechtigkeit wie der Klugheit mächtigen Anklang gefunden, und insbesondere eine stets eifersüchtige Opposition gegen die bevorzugten Herrenstände beschwichtigt haben.

Doch der Bürger stehet noch viel zu tief in der Ansicht der Herren vom Adel, man dachte seiner kaum, und meinte, alles allein mit der Regierung abzumachen und dann wohl auch alles Grobarte für sich zu behalten. Darum stehet man jetzt allein in den Tagen selbst geschaffener Bedrängniß, und wird Mühe haben das verlorene Terrain wieder zu gewinnen, Eingeschüchterte zu ermutigen, sich zu kräftigen zu neuen parlamentarischen Kämpfen nach einem geänderten, festen Plane.

Wir betrachten das bisher an uns Vorübergegangene als die erste Phase des ständischen Belebungsversuches, als des Drama's ersten Act — die Exposition ist vorüber, der Knoten ist geschürzt, die Hindernisse sind gehürmt, die ununterrichtete Clique pfeift munter und meint, das Stück sei gefallen und werde nicht weiter spielen; doch ist dem nicht so, der Vorhang wird Anno 1848 in die Höhe gehen, neue Personen werden auftreten, und das Drama wird fortspielen noch durch viele Acte, und hoffentlich befriedigend schließen.

Man darf aber nicht schlafen wollen im Schatten der Eiche, die man erst pflanzt, und muß sorglich pflegen das Bäumchen. Dies mögen die Herren Stände zum Wahlspruch wählen.

Einer für Viele.

III.

Ein Beitrag zur Geschichte der Jesuiten.

Bei der allgemeinen Auferstehung von den Todten, welche die Posaune der heiligen Allianz nach Befiegung des Dämons der Revolution hervorrief, schlich auch die unheimliche Schattengestalt Loyola's aus alten Klostersruinen in das Dämmerlicht des legitimen Europa. Es waren nicht ganz mehr die alten Helden der Reaction, die gegen das Licht der neuen Welt einen zwar abscheulichen aber immer heroischen Titanenkampf erhoben; aber hinter den abgetragenen Kapuzen lauerte doch noch immer der alte böse Geist, die katholische Sophistik, und die heuchlerische Opposition gegen den Glauben, der im Bewußtsein der Menschen bereits gesiegt hatte. Sie nisteten sich an den liederlichen Höfen ein, die alle Sünden durch fortgesetzte Betstunden wieder gut machen wollten, sie gingen wieder an ihr altes gutes Werk, den Mechanismus der Erziehung, den nach casuistischen Voraussetzungen modificirten Beichtstuhl. Die alten

Komödien, Mystiken und sonstige Spielereien wurden wieder aufgetischt, und die alten scheinheiligen Gesichter, die nach dem Commando gerührt, entzückt wurden, weinten und lachten, ließen sich wieder ungeachtet vom Sonnenlicht bescheinen. — Die modernen Jesuiten sind eigentlich dumme Teufel; sie verkaufen die Freiheit ihres Willens, ihre Vernunft, das Recht ihrer Persönlichkeit, die Integrität ihres Namens, die Ehre, für die gute Sache zu wirken und zu kämpfen, an ein Institut, dessen Realität nur noch eine Abstraction ist, der widerwärtige Fiebertraum eines überladenen Magens. Sie sind dumme Teufel, denn für dieses Opfer haben sie nichts; die alten Jesuiten knieteten die halbe Welt, und ein schlechtes Herz wird auch durch die bloße Ausübung der Macht befriedigt, wenn dies auch die rein negative, diabolische Macht der Zerstörung ist, aber unsere jetzigen Apostel erndten nur Schmach und Hohn ein und können höchstens ihren Bauch versorgen. — Aber wenn sie auch nicht mehr auf der Höhe des Geistes stehen, wenn sie auch dem Fortschritt des Geistes im Wesentlichen kein Hinderniß mehr in den Weg legen können — im Gegentheil, wenn sie sich einmal regen, so dienen sie nur dazu, die Freiheit schneller zu entwickeln, wie zur Zeit der Julirevolution und jetzt in der Schweiz, — so schaden sie doch im Einzelnen, und beleidigen schon durch ihre bloße Existenz die menschliche Vernunft. — Darum ist es nothwendig, von Zeit zu Zeit diese lichtfeuchten Fledermäuse aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuziehen, und sie in ihrer Schönheit der Welt zu zeigen. Ein vor kurzem erschienenenes Buch hat sich dies zur Aufgabe gestellt: Geschichte der Jesuiten in Deutschland bis zur Aufhebung des Adels (1540—1773), von S. Eugenheim. 2 Bde. (Frankfurt a. M., Literarische Anstalt.). — Der Verfasser hat seine Aufgabe durchaus auf unser Vaterland eingeschränkt. Er geht nicht davon aus, den Orden als nothwendigen Ausdruck einer fieberhaft erregten Zeit in seiner relativen Berechtigung zu begreifen — eine Tendenz, die einerseits die sehr aner kennenswerthe Humanität und Bildung unserer Zeit, andererseits aber auch der sophistische Constructionsgeist des Indifferentismus und der Blasirtheit hervorgebracht hat, — er geht im Gegentheil mit Leidenschaft an sein Werk, mit dem gerechten Haß, den eine gute, rechtliche Gesinnung gegen das Schlechte und Verkehrte hervorruft. Aber diese Leidenschaft macht ihn niemals ungerrecht; sie gibt zwar seiner Schrift eine bestimmte Färbung, aber sie influirt nicht auf den Inhalt. Seine Tendenz, Alles in seiner relativen Vernünftigkeit zu begreifen, Alles aus der logischen Idee herauszuconstruiren, alles Unkraut als organische Naturwüchsigkeit mit einer gewissen Sentimentalität anzustarren — sie hat ihre Zeit; wenn aber die Gegenfäße in ernsthaften Kampf treten, dann ist es Frivolität, die Verkehrtheit zu rechtfertigen, in der Unvernunft die vernünftige Seite hervorzuheben, und sich der guten Arbeit der Menschheit zu entziehen, die das Unkraut nicht pflügen, sondern es ausrotten muß. Wem bei dieser objectiven Darstellung des Glends und der Schande, welche diese „spanischen Priester“ über unser Vaterland gebracht, nicht ein gerechter Zorn das Herz ergreift, wer bei der Anschauung der blutigen, sinnlosen Kriege, die sie angezettelt, des Mißtrauens, das sie im Staat und in der Gesellschaft gesät, noch mit diesen Propheten des Antichrists schön thun will — der hat kein Blut im Herzen! Auch in der Geschichte, nicht blos im Leben, wird der rechtliche Mann Partei ergreifen; er wird sein bestimmtes Urtheil abgeben, nicht nach subjectiver Stimmung oder Laune, nicht nach der Willkür der Sympathie, sondern nach der Strenge der Principien. — Das einzige, was ich an diesem Buch zu beklagen habe, ist, daß die Unruhe des Gedankens der Reinheit der Darstellung geschadet hat.

IV.

Die Großmächte und die Schweiz.

Von der österreichischen Grenze.

Während in den Gebirgen der Schweiz zwei Parteien im blutigen Bürgerkrieg ihren eisernen Eigensinn verfechten, sind im übrigen Europa die Zuschauer dieses Kampfes gleichfalls in zwei Haufen getheilt und in den politischen Salons, in den Casino's, Lesevereinen und Caffeehäusern streitet man unblutig, aber mit nicht geringer Hitze, über die Frage: Werden die Mächte in der Schweiz interveniren oder nicht?

Wir erinnern uns aus dem Jahre 1840 der Zeit der orientalischen Wirren zweier Brüsseler Journale, die zum großen Gaudium des Publikums wie zwei Vögel diese Frage durchkämpften. Das eine Blatt erschien tagtäglich mit der Devise an der Spitze: *La guerre est inévitable*, das andere mit der Devise: *la paix, toujours la paix*. Jeder dieser beiden Klopffechter suchte mit allen möglichen Advokatenkünsten seine Meinung gegen die des andern zu verfechten, der Eine, um durch die Kriegsausfichten die Papiere an der Börse nieder zu halten, der Andere, um ihnen zu einem höhern Course zu verhelfen.

Die deutsche Journalistik hat und sucht, dem Himmel sei Dank, keinen Einfluß auf Stockjobber und Börsenratten; würde jedoch unser papiernes Heerlager über die Frage: Intervention oder nicht Intervention sich entzweien, so würden wir uns unbedingt auf die Seite Derer stellen, welche der Ueberzeugung leben: es wird keine Intervention stattfinden.

Noch ist es keiner deutschen Zeitung bisher in den Sinn gekommen, die Wahrscheinlichkeit einer Intervention zu verfechten, und wir können uns daher begnügen die Unwahrscheinlichkeit einer solchen in flüchtigen Unrissen zu motiviren.

Wie man die schweizer Berge in vier Stufen einzutheilen pflegt, so läßt sich das Interesse der gegen die Schweiz gereizten Mächte in vier Stufen abordnen: In erster Reihe Frankreich, in zweiter Reihe Oesterreich, diesen zunächst sich anschließend Baiern, Württemberg, Baden und Sardinien, und in vierter Reihe endlich die deutschen Bundesstaaten, die nur ein mittelbares Interesse an der Schweiz haben, und zu welchen wir sogar Preußen rechnen, trotz seines neuenburger Fürstenthums. Gemeinam, wenn auch in verschiedenen Abstufungen, wird diese Ligne durch den Wunsch zusammen gehalten, der bedrohlichen Democratie, die seit 1830 in den schweizer Bergen und Thälern an Macht täglich zunimmt, einen Damm zu setzen. Das conservative Princip, dem jedes monarchische Gouvernement mehr oder weniger huldigt, sieht sich sogar durch jenen Zuwachs bedroht, den der schweizer Radicalismus innerhalb seiner abgeschlossenen Cantone gewinnt, und mittelst dieses conservativen Instinkts, der selbst die nur mittelbar beteiligten Regierungen erfüllt, wird es den zunächst beteiligten beiden Hauptmächten leicht, sie alle für den ostensiblen Zweck der Ruheerhaltung zu gewinnen.

Aber neben jenem ostensiblen Zweck haben die beiden ersten Acteure dieser conservativen Ligne noch allerlei Nebenzwecke, die den Anderen abgehen, ja ihren Interessen theilweise sogar entgegen stehen.

In erster Reihe Frankreich.

Wenn irgend ein Staat das Contagium der schweizer Demokratie zu fürchten Ursache hat, so ist es der Staat der Charte verité, die Politik Louis Philipps. Das Land, das Jean Jacques geboren, ist ein fürchterlicher Nachbar für den Bögling der Genlis, und die Politik, die mit der spanischen Revolution fertig geworden, findet die revolutionäre Schweiz um so gefährlicher, als sie trotz aller Anstrengung keinen Einfluß

in dem viel kleineren Lande gewinnen kann. Aber nicht bloß die temporäre Philippistische Politik ist es, die ihr rollendes Auge auf die Schweiz gerichtet hält, sondern ein viel tieferer, nationaler Zug treibt Frankreich mit fortwährenden Interventionsgelüsten nach der Schweiz. Es ist dies derselbe Zug, der es nach der Rheinprovinz schreien, der es auf Belgien lauern läßt, der alte napoleonische Zug der Eroberung, die alten napoleonischen Erinnerungen: der Gedanke, daß ein Theil der Schweiz französisch spricht und zu Frankreich einst gehörte. — Das reiche Genf, das gewerthätige Neuchâtel sticht auch jenen Franzosen in's Auge, die mehr auf das Realistische als auf die Gloire halten. Das Juragebirge Frankreich einverleibt, welsch ein Gewinn für den Handel, für die Zölle, für die militärische Position, für den Einfluß auf Savoyen und den Oberrhein? Das sind die Gedanken, die Jedermann in Frankreich vorschweben bei dem Worte Intervention, das im geheimen Lexicon französischer Pläne mit: Theilung! übersetzt ist. Was man am Niederrhein, an der Maas nicht mehr zu erreichen sich schmeicheln kann das hofft man am Genfer und Neuchâteller See leichter zu erreichen. Die Fürsten des Rheinlandes und Belgiens gehören zu jener gekrönten Ligue, in der einer den andern beschützt — aber die Schweiz ist ein herrenloses Gut, von welchem, wenn die guten Freunde sich nur verstehen wollen, jeder ein Stück haben kann. Hat man doch im vorigen Jahrhundert 20 Millionen Polen, einen Staat mit Einer Sprache, Einer Abstammung getheilt, wie viel leichter wäre es mit dritthalb Millionen Schweizern, die an und für sich schon durch die Sprache in drei Nationen getheilt sind, und jetzt sogar in Waffen gegen einander stehen. Die Einverleibung Krakaus an Oesterreich, die Frankreich ruhig hinnahm, hat der Sprache seiner Diplomatie in der Schweizer Frage wohl manches Argument mehr gegeben. Käme es auf Frankreich allein an, so wäre die Intervention längst geschehen. Der Zorn der Liberalen und Republicaner würde durch die Aussicht auf die schöne Beute sich endlich beschwichtigen. Aber die französischen Interventionsgelüste haben ein Gegengewicht — an Oesterreich.

Es mag Vielen barock erscheinen, daß Oesterreich hier gewissermaßen als Beschützer der schweizerischen Unabhängigkeit erscheint, und doch ist es so.

Oesterreich ist bei weitem nicht so sehr durch die schweizerische Demokratie gefährdet, als die Politik Louis Phillip's. Grade weil die politische Entwicklung der österreichischen Völkerschaften um so viel tiefer zurück ist als Frankreich, ist die Berührung nicht so gefährlich. Auf der östlichen Seite der Schweiz hat Oesterreich seine anhänglichste bigotteste Provinz, Tirol, das von Graubünden obendrein durch Religionsverschiedenheit getrennt ist. Man hat kein Beispiel, daß seit 1815 die schweizer Demokratie auf die Landsleute des Andreas Hofer's irgend einen gefährlichen Einfluß geübt hätte. Auch die Tessiner Spitze, die zwischen den Lago di Como und den Lago maggiore hineinsticht, hat der Achillesferse Oesterreichs, der Lombardei, noch keine Wunde beigebracht. Toskana, Genua und die römischen Legationen sind jetzt für Oesterreich viel gefährlichere Nachbarn, als das Tessiner Ländchen mit seinen neunzehn Klöstern, mit seiner indolenten Bevölkerung, von den der hundertste Mensch ein Geistlicher ist. Tessin hat, wie die Geschichte des Jahres 1840 lehrt, weit mehr vor ultramontanen Freischärler-Einfällen aus der Lombardei und Piemont zu fürchten, als diese von der Propaganda der Käsehändler, Kaminfeger und Kastanienbräter, die Tessin alljährlich auswendet, weil die Armuth und Unwissenheit des Landes sie nicht zu ernähren weiß. Die Sympathie, welche der Sonderbund in diesem Canton gefunden und die es ihm möglich machte, bis in die Nähe von Bellinzona zu dringen, ist ein neuer Beweis, wie wenig Oesterreich von dieser Tessiner Bevölkerung zu fürchten hat.

Eine direkte Störung der eigenen Ruhe hat Oesterreich von der Schweiz sicher nicht zu fürchten, aber allerdings steht es besorgt nach dem Bodensee, nach den süddeutschen Staaten, denen in der höheren Erregtheit ihrer Bevölkerung, in ihrer weiter gediehenen politischen Freiheit, das Miasma der schweizer Lüfte viel wirkungsreicher zugebracht wird. Und nebst dieser ostensiblen Besorgniß hat Oesterreich auch noch einen confessionellen Nebenzweck der Herrschaft des Protestantismus (oder, wie man mit Vorliebe sich ausdrückt, des Unglaubens und der Gottlosigkeit) einen Damm zu setzen in den Cantonen.

Dies Alles motivirt noch keine Intervention. Hätte Oesterreich zur Zeit der Klosterfrage „das Schwert gezogen für den Glauben,“ so wäre darin noch gesunder Menschenverstand. Jetzt ist die Zeit vorbei. Und eben weil es damals, wo die Position Oesterreichs innerlich und äußerlich viel ruhiger und gesicherter und der Interventionsgrund viel plausibler war, das Einschreiten unterließ, ist die Unwahrscheinlichkeit jetzt um so größer. Allerdings sind die Capucinaden des österreichischen Beobachters der Art, daß man glauben sollte, die österreichische Arme stehe bereits auf schweizerischem Boden. Aber diese Capucinaden sind nicht die österreichische Politik, sie sind nur das Werk einiger schlechten Journalisten, welche die Würde des österreichischen Staates tausend Mal mehr compromittiren, als die Oppositionsschriftsteller, deren Schriften man verfolgt und confiscirt, sie sind das Werk einer Camarilla, die auf ein einzelnes Departement der österreichischen Regierung Einfluß übt, die einen Kreis umstrickt, dessen klarer Blick in früheren Zeiten auch von seinen Feinden anerkannt wurde, es ist das Werk einer momentanen, vorübergehenden Idee; die eigentliche österreichische Politik hat nichts gemein damit. Die große österreichische Politik mag eine Schirmerin des katholischen Glaubens sein, wenn seine Freiheit bedroht wird — aber mit den Jesuiten hat sie nichts zu thun. Sie hat nichts gemein mit jenem Orden, den die frommste und größte Frau, die je eine Krone getragen, Maria Theresia, aus ihren Staaten verbannte, mit jenem Orden, der die Drachenzähne gesäet hat zu dem gegenwärtigen Bürgerkrieg, dessen Blut an ihm klebt, dessen Schrecken er, der heuchlerisch von christlicher Liebe und Demuth spricht, mit einiger Resignation hätte verhüten können. Mit diesem Orden hat die eigentliche österreichische Politik nichts gemein, und wie auch der österreichische Beobachter sich roth schreien möge, für die Jesuiten wird Oesterreich das Blut, das Vermögen seiner Bürger nicht besteuern in einer Zeit, wo der leidende Staat die Kräfte seiner Bürger zu ganz andern Dingen braucht. Die große historische, uralte österreichische Politik hat als Aufgabe das französische Uebergewicht in seinen Schranken zu halten. Eine Intervention Frankreichs in der Schweiz selbst in Gemeinschaft mit Oesterreich würde die Lage Europa's verändern. Oesterreich kennt gar wohl die Theilungsgelüste Frankreichs. Und wer bürgt für die Aufrichtigkeit Frankreichs, wenn es auch behauptet, daß die Occupation eine blos momentane sein soll. Die Besetzung Ancona's ist in noch gar frischem Angedenken, und wenn Oesterreich auch durch ein Meisterstück die Räumung jener Festung durchsetzte, so darf man nicht vergessen, daß der Meister mittlerweile um zehn Jahre älter wurde, und daß die Schweiz etwas ganz anderes ist als Ancona. Bei einer Theilung der Schweiz hätte Frankreich Alles zu gewinnen und Oesterreich Alles zu verlieren. Was ist Appenzell, Graubünden und Tessin, wenn es an Oesterreich käme, in Vergleich mit der französischen Schweiz, die Frankreich als Löwenantheil heimfiele? Und nehmen wir das Unwahrscheinliche an, daß noch einige nördliche Cantone an Oesterreich kämen — wogegen die süddeutschen Staaten gewiß Einspruch thäten — was würde eine so verschobene Spitze Oesterreich für Vortheile bringen? Während Frank-

reich für den Kern seiner Ostgrenze, vom Rhein bis zu der Rhone, einen undurchdringlichen Schild erhielt! Im Gegentheil, das Besitztum eines Theils der Schweiz wäre für die österreichische Politik ein Geschenk der Pandora. Es würde dem durch Jahrhunderte mit so vielen Mühen und Schrecken gezügelten österreichischen Staat einen Brandheerd demokratischer Traditionen in die Mitte pflanzen, der seine ansteckenden Flammen nun erst in das Herz des Reiches, dessen Glied er wurde, versenden würde, und den zu löschen und zu zügeln — wenn das überhaupt möglich — zehnfach mehr Blut und Gold kosten würde, als er materiell werth ist. Vor diesem Zuwachs an Land, vor diesem Geschenk wird sich Oesterreich wohl hüten.

Dies war wohl eine Hauptsache, warum Oesterreich von jeher den Vorschlägen zu einer Theilung der Schweiz kein Gehör geben mochte, und es sieht nicht mehr so paradox aus, wenn wir behaupten: Oesterreich sei eigentlich die Schutzwehr der schweizerischen Unabhängigkeit.

Resumiren wir nun die Wahrscheinlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten der Intervention. Wer soll dazu Lust haben? wer sie unternehmen?

Preußen, das sein Fürstenthum Neuchâtel mehr wie einen Ehrensäbel, wie eine schmucke Vase auf einer Comode, denn als ein nütliches Möbel besitzt, wird als schweizerischer Mitstand sich nicht in die Händel mischen, von denen es unberührt bleibt. Als Mitglied des deutschen Bundes, als Allirter Oesterreichs, als Wächter des conservativen Princips könnte es allerdings seine Zustimmung, vielleicht sogar seine Mithilfe zu einer österreichischen Intervention bewilligen. Aber dazu ist grade der jetzige Augenblick zu widerstrebend. Denn eben weil die Journalisten des österreichischen Beobachters so fanatisch die confessionelle Seite, die „Unterdrückung der katholischen Religion“ (in's Nüchterne übersetzt: des Jesuitismus) in den Vordergrund zu schieben bemüht sind, ist Preußen nach dem Standpunct seines confessionellen Bekenntnisses und den Sympathien seiner staatlichen Majorität zu einer neutralen und beobachtenden Haltung gezwungen.

Die nord- und mitteldeutschen protestantischen Bundesstaaten, die nicht einmal ein Fürstenthum Neuburg zur Veranlassung haben, und nicht wie die süddeutschen durch ihre Grenzen an der Schweiz theilhaftig sind — müssen um so mehr dem Beispiel Preußens sich anschließen.

In Baiern, Württemberg und Baden (über Sardinien können wir nicht urtheilen — zumal jetzt nicht) haben die Schweizer in der Bevölkerung zu viel Sympathie, als daß es klug wäre, durch ein Aufgebot eine Aufregung zu veranlassen. Unter dem Ministerium Abel hätte Baiern vielleicht rasch zugegriffen, für das jetzige Ministerium wäre es ein Abdankungsbrief. Zudem müssen diese drei Staaten die Eventualitäten einer Theilung, die leicht eine Folge der Intervention werden könnte, mit Besorgniß betrachten, da die beiden theilhaftigen Großmächte Oesterreich und Frankreich dann wohl die Hauptrollen spielen würden.

Oesterreichs Stellung haben wir schon angedeutet. Wir unterschätzen die Kräfte Oesterreichs nicht, und motiviren nicht wie viele seiner Gegner seine Nichtintervention aus Mangel an Kräften, weil es seine Truppen in Gallizien und der Lombardei braucht. Oesterreichs Kraft kann nur der beurtheilen, der ein Oesterreicher ist. Die napoleonischen Kriege haben es bewiesen, welche unerschöpfliche Mittel Oesterreich zu Gebote stehen, wenn es einen gerechten Kampf zu bestehen hat. Aber ein Feldzug in der Schweiz wäre weder von der Gerechtigkeit, noch von der Politik diktiert, und weil einige Wiener Mitarbeiter der Görres'schen historisch-politischen Blätter und ihre Affi-

lirten es wünschen, wird Oesterreich kein Zündhütchen abbrennen. Oesterreich ist kein Hazardspieler. Eine Intervention, welche der französischen Armee erlauben würde, die Schweizer Grenze zu überschreiten, wäre das gefährlichste Spiel, das Oesterreich spielen könnte. Das Juragebirge ist kein Antwerpen und kein Ancona. Wer sich da festgesetzt hat, der sitzt für lange Zeit fest. Oesterreichs Freundschaft mit Frankreich ist aber noch zu jung, um auf Schweizer Boden Smollis zu trinken. Oesterreich darf sich nicht, um die Schweizer Conflicte zu dämpfen, einem möglichen Conflict mit Frankreich aussetzen, dessen zweiter Act ein europäischer Krieg wäre. Oesterreich will in der Schweiz Nichts erobern, und darum muß es mit Argusaugen darüber wachen, daß Niemand anders dort erobere.

Frankreich allein wird von seiner dynastischen wie von seiner nationalen Politik getrieben zum Einschreiten. Frankreich allein hätte von der Intervention einen vernünftigen Nutzen, und weil Frankreich interveniren will — wird Niemand interveniren!

† †.

V.

Briefe vom ungarischen Landtage.

Bresßburg, den 22. November.

Ungarns junger Palatin wäre nun feierlichst in seinen neuen Sitz eingeführt, und so wie er den heiligen Eid in die Hand unseres Königs ablegte, so erneuerte er auch Angesichts der ganzen Nation das Gelübde, daß er sich des ungetheilten Vertrauens eines ganzen Volkes würdig machen wolle. „Ich hoffe,“ so schloß er seine Antrittsrede, „das Vertrauen meiner Landsleute, das sie mir gegenüber auf eine so ehrenvolle und kräftige Weise an den Tag legten, werde auch stark genug sein, die Zeit zu erwarten, wo ich das thun können werde, was ich jetzt nur versprechen kann.“ Wir können dem edlen Palatin die Versicherung geben, daß er sich in den Ungarn nicht getäuscht habe, während wir unsrerseits hoffen, daß jene Zeit nicht allzufern sei! Der Erzherzog begann seinen Wirkungskreis als Palatin damit, daß er den Palatinal-Prototypen Casimir Sásközy zum Vicepalatin ernannte. Eine Ernennung, die von ungewöhnlicher Wichtigkeit ist, weil der Vicepalatin erforderlichenfalls die Stelle des Personal (Kammerpräsidenten) vertritt, falls dieser gehindert sein sollte, der Ständetafel zu präsidiren.

Der Hof ist in Folge einer Unpäßlichkeit S. M. der Königin erst vorgestern von hier abgereist, während der Reichstag, eigentlich die Ständetafel, ihre Berathungen schon am Anfange dieser Woche begann. Die I. Propositionen kamen aber, wie ich anfangs dachte, noch nicht zur Sprache, weil erst wichtige Vornachregeln zu besprechen waren, welche unter unseren Verhältnissen eben so viele Lebensfragen sind. Damit Sie den Gang unserer Reichstagsverhandlungen gehörig auffassen, ist es nöthig, daß ich vorausschicke, wie die eigentliche Pulsader des Geschäftsganges und zugleich das punctum saliens unserer Gesetzgebung, die sogenannten Zirkelversammlungen bilden. In diesen Sitzungen präsidiren zwei von der Ständetafel ernannte, und jede Woche wechselnde Mitglieder derselben und nicht der I. Personal, so daß die Discussion vollkommen unabhängig von jedem fremden Einflusse bleibt. Ein Umstand, der bei uns deshalb von so großer Wichtigkeit ist, weil die Ständetafel ihren Präsidenten nicht selbst und nicht aus ihrer eigenen Mitte wählt, wie dies doch von Rechtswegen der Fall sein sollte. Die in den Zirkelversammlungen gefaßten Beschlüsse werden dann in den Sitzungen der Ständetafel (unter dem Präsidium des Personals) zur nochmaligen Discussion, und gewissermaßen zur Ratification vorgelegt. Diese Beschlüsse aber gelangen dann als sogenanntes Nuncium zur Magnatentafel, so daß diese ihre eigentlichen Berathungen erst dann

beginnen, wenn einige Nuncien von der Ständetafel ausgearbeitet worden sind, weil sie auf Grundlage dieser Nuncien geschehen. Und so wird es vielleicht der Fall sein, daß die Magnatentafel diesen Monat hindurch keine Sitzungen halten wird, bis nach Beendigung der Adressdebatte in der Ständetafel.

Die oben erwähnten Vornormen nun betreffen das Stimmrecht der Städte schon auf diesem Landtage, ferner eine Reichstagszeitung und endlich ein Gesuch an den Palatin, Censurerleichterungen für die politischen Blätter vorläufig zu erwirken, bis der Reichstag durch ein Gesetz unsere Pressverhältnisse geordnet haben wird. Die Städte anbelangend, äußerte sich die Mehrheit der Zirkelsitzung dahin: daß vor allem ein Gesetzesvorschlag auszuarbeiten sei, der mit Berücksichtigung des den Propositionen beigelegten Gesetzesvorschlages die Reorganisation der Städteordnung zu behandeln hätte. Auch wurde in dieser Hinsicht die Einsetzung eines Ausschusses beschlossen, welcher sich mit diesem Gegenstande zu befassen hätte. Den jetzigen Städte- und Abgeordneten könne aber um so weniger Stimmrecht ertheilt werden, als sie unserer jetzigen Städteverfassung zufolge, nicht als Abgeordnete der sämtlichen Bürgerschaft zu betrachten seien, indem sie, so zu sagen, vom Magistrat erwählt werden, was sich mit der eigentlichen Volksrepräsentation nicht verträgt. Auch des Stimmrechts der Domcapitel wurde gedacht; selbes wurde aber um so unzulässiger befunden, als die Geistlichkeit nachhaltigsten Antheil an den Comitatwahlen nimmt und somit hinlänglich vertreten ist, und überdies noch Sitz in der Ständetafel hat. — Die Landtagszeitung rief eine um so interessantere Debatte hervor, als hier im Vorbeigehen unserer Pressverhältnisse Erwähnung geschehen mußte. Ich kann Ihnen die unerwartete Nachricht mittheilen, daß in der Zirkelsitzung, einstimmig wider die Censur, und von allen Seiten, von allen Parteien und selbst von der Geistlichkeit, sage selbst von der Geistlichkeit für ein Pressgesetz mit nachträglicher Untersuchung gesprochen wurde. In der Sitzung der Ständetafel aber fanden sich einige, eigentlich nur zwei Chamäleons, welche dem Beispiele des Personal's folgend für die Censur in die Schranken traten. Doch wurden die Beschlüsse der Zirkelversammlungen auch von der Ständetafelsitzung bestätigt, die Herausgabe einer Landtagszeitung nämlich und das Gesuch an Sr. k. k. Hoheit den Palatin betreffs der schon erwähnten, seinerseits zu erwirkenden Censurerleichterungen. — Der k. Personal verteidigte die Censur in folgender Weise: Er wolle annehmen, sagte er, daß es bei uns schon an der Zeit wäre die Präventivuntersuchung, d. h. die Censur aufzuheben, so könne er doch nicht glauben, daß die Stände die gehörige Richtung eingeschlagen haben, wenn sie im Vorhinein für die Journale die Censur aufgehoben wissen wollen, da doch in sämtlichen civilisirten Staaten der ganzen Welt der Entwicklungsgang der Presse jener sei, daß anfänglich nur umfangreichere Werke censurfrei gemacht werden und erst später die kleinern, zuletzt aber die Zeitungen. Er fürchte, daß die freien Zeitungen eine ganz neue Art der Agitation hervorrufen würden, die Agitation des Bauern gegen den Edelmann, die Agitation der nichtprivilegirten Ständen gegen die privilegierten. Dies aber wäre bei uns am Allergesährlichsten, da wir gerade hierin reformiren wollen und uns vor jedem Gewaltschritte, vor allen Gewaltmaßregeln hüten müssen. Er wolle übrigens hier weder gegen, noch für die Pressfreiheit sprechen, denn seit 50 Jahren behandelt die ganze Welt diese Frage. — Lorenz Toth, Abgeordneter für die Stadt Korpona, bemerkte, wie der Herr Präsident im Irrthume sei, wenn er behauptet, daß ganz Europa zuerst umfangreichere Werke censurfrei machte und erst zuletzt die Zeitungen; dort, wo man im politischen Verfahren praktisch zu Werke geht, wie in Frankreich, England und Belgien, dort sind die Zeitungen eben so frei, wie alle

andern Producte der Literatur. Des Herrn Präsidenten Behauptung gälte nur von Deutschland, und dort hat eine solche Maßregel nicht viel auf sich, weil der Deutsche gar niemals weniger schreiben kann, als 20 Bogen, und schreibe er über was immer es sei. — Ich halte es für meine Schuldigkeit, Ihrem Publikum diesen guten Witz mitzutheilen, da er vielleicht in Deutschland viel besser gewürdigt werden dürfte, als bei uns. Herr v. Szentkiralyi, der erste Abgeordnete des Pesther Comitats, äußerte sich folgendermaßen: Er wolle es dem Herrn Präsidenten keineswegs in Abrede stellen, daß die Pressefrage schon seit 50 Jahren von der ganzen civilisirten Welt verhandelt werde, nur habe der Herr Präsident den zweiten Theil seines Sages auszusprechen vergessen, welcher so lautet, daß die Frage auch schon entschieden ist, entschieden vor allen Instanzen, da selbst die Regierungen, nämlich alle vernünftigen Regierungen die Pressefreiheit als *conditio sine qua non* einer wohlthätigen Entwicklung der Staaten anerkennen mußten. Wenn Herr Präsident ferner meint, daß Pressefreiheit bei uns eine neue Art von Agitation erzeugen dürfte, so muß er auch dem widersprechen, indem jene Agitation schon besteht, nur daß selbe einseitig ist, da sie nur von jener Seite ausgeht, welcher bei uns so Vieles gestattet wird. Der Präsident erwiderte hierauf: er könne das nicht zugeben, er kenne die Censurvorschriften, diese aber seien unparteiisch und für Jedermann gleich. Wenn daher einzelne Beamten fehlen, so dürfe man dies doch nicht der Regierung in die Schuhe schieben. Nun erhob sich Kossuth; auch er wolle sich einige wenige Bemerkungen auf des Herrn Personal letzte Erwiderung erlauben. Er liebe es nicht, wenn man Personen angreift, dort wo man Institutionen angreifen sollte. Der Herr Personal hat eine sehr gute Meinung von der Censur, wahrscheinlich, weil er in der glücklichen Lage war, nichts mit der Censur gemein haben zu müssen; Redner aber, der als Journalist so lange unter dem gedankenmordenden Joche der Censur seufze, müsse die Parteilichkeit dem Institute selbst zuschreiben, nicht aber einzelnen Individuen. Denn dort, wo solche Ordnung der Dinge bestehet, daß der arme Schriftsteller vom Morde des ersten Censors vergebens appellirt, wo er von diesem bis hinauf zum Throne keinerlei Stütze zu finden im Stande ist, dort müssen die Mißbräuche, die Fehler dem Institute selbst nicht, aber einzelnen Personen zugeschrieben werden. Auch kann dem nicht anders sein. Mathematische Gewisheit weiß ich zu würdigen und das Gesetz kann genau bestimmen, wie lange zum Beispiel die Verjährung zu laufen habe, aber daß es einen Menschen gebe, der im Stande wäre, mit Bestimmtheit die Gesetze der Censur für alle Fälle zu bestimmen, das leugne ich — es kann also hierin keine andere Macht Geltung haben, als die freie Meinung des Volkes. — Dies waren ungefähr die interessanteren Punkte der Debatte. Wie wichtig aber für Ungarn die Durchführung dieser Maßregel sei und wie vielen Dank wir der Magnatentafel sagen werden, wenn sie das Muncium der Ständetafel unterstützend, dieser Angelegenheit Nachdruck verleiht, das werden Sie leicht einsehen. Die Geschichte unserer Landtage lehrt es hinlänglich, daß ihre Wirksamkeit, ihr Beruf sich nicht blos in den verfaßten Gesetzen äußert, sondern ihr wohlthätigster Einfluß bestand von jeher in Verbreitung derjenigen Ideen, für welche jeder Fortschrittsmann kämpft und die dann in's Blut der Nation übergehend, eine solche Kraft, ein solches Gewicht erlangen, daß sie selbst eine Regierung wie die unfrige zwingen, vom morschen Systeme der Stabilität abzulassen und sich mit der Reform zu befreunden. —

Z.

Die Gewandhausconcerte in Leipzig.

Leipzig gewinnt im Winter durch das musikalische Treiben einen ganz anderen Anstrich, es wird nicht allein ästhetischer, sondern auch geselliger. Ist es nun der Trieb nach Geselligkeit, oder ist es der Kunstsin — genug, selbst die Leipziger Damen zeigen eine Ausdauer und Unverdroffenheit im Queue bilden, die man sonst nur den Parisern nachrühmt; eine halbe Stunde vor Eröffnung der Casse drängt sich Leipzig's schöne und unschöne Welt auf den Treppen des Gewandhauses, und in der beharrlichen Richtung des Compasses nach Norden dürfte den weiblichen Jüngern Apollo's der Vorrang einzuräumen sein. Wird die Casse geöffnet, so geht man nicht mehr vorwärts, sondern man wird getragen, und ich habe es mit angesehen, wie Einzelne ihr Billet dem Controleur mit den Zähnen überreichen, weil ihnen die Hände zusammengedrückt waren. Kaum fünf Minuten nach Eröffnung der Casse ist der ganze große Saal gefüllt, und schon drängt eine Schaar unseliger Nachzügler in die Lücken, die zum dreistündigen Stehen verdammt sind. Jetzt beginnt die gegenseitige Musterung; die Operngucker werden hervorgezogen, Toiletten und Gesichter in Augenschein genommen — so weit es die Dämmerung des Saales erlaubt; dann erst eine Viertelstunde vor Beginn des Concerts ist von einer eigentlichen Erleuchtung die Rede — vielleicht verstoßen manch' freundlicher Blick gewechselt. Der demokratische Charakter Leipzigs verleugnet sich auch hier nicht; wenigstens sind die Brillanten und die Fracks hier selten, und von den Herren gehören Viele in Beziehung auf ihre Hände zur Classe der Sansculotten. Erfreulich ist, daß die Damen nicht stricken, und daß bei jeder Picee geklatscht wird. Gott läßt seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte.

In dem Arrangement der einzelnen Musikstücke herrscht im Allgemeinen der Gebrauch, zuerst die Ouverture, Gesangpiecen und Virtuosenleistungen zu geben, und dann erst die Symphonie folgen zu lassen, wahrscheinlich weil man den Eindruck der letztern frisch mitnehmen will. Gegen diese Anordnung ließe sich aber manches einwenden. Man ist doch zuletzt etwas müde, und es wäre jedenfalls leichter, zuletzt die Fertigkeit und den Geschmack eines Virtuosen zu bewundern, oder sich von der Stimme einer liebenswürdigen Sängerin in Entzücken versetzen zu lassen, als den strengen Styl der Beethoven'schen Musik, der doch immer den Geist, nicht bloß das Ohr oder das Herz in Anspruch nimmt. In den sechs Concerten, denen wir bis jetzt beiwohnten, hörten wir außer den legitimen Symphonien — der Eroica und F-dur von Beethoven — erstere zweimal, und der herrlichen C-dur mit der Schlußfuge von Mozart eine von Schubert und eine von Dnslow. Für die erste, in der sich die ganze Genialität dieses großen Tondichters eben so ausspricht als sein Mangel an künstlerischer Vollendung, zeigt sich das Leipziger Publikum empfänglicher und dankbarer als das Berliner, vor dessen unfehlbaren Organ — denn Meßstab ist in Angelegenheiten des Geschmacks eine Art Papst — Nichts Gnade findet, was sich nicht streng der classischen Form anschmiegt. Die Symphonie von Dnslow, von der man gerade das Entgegengesetzte sagen kann, daß sie nämlich viel Geschmack und wenig Genialität zeigt, fand nur geringen Anklang. Die Ausführung war in einer Vollendung, die man bei dem Leipziger Conservatorium schon gewohnt ist, die aber doch dem gegenwärtigen Dirigenten, Herrn Gade, alle Ehre macht.

In den kleineren Orchesterstücken hörten wir namentlich Weber, und neben ihm Cherubini und Beethoven. Als Virtuosen hatten wir Gelegenheit, auf der Violine Herrn Joachim, auf dem Cello Herrn Cosmann, auf der Posaune Herrn Nabich, auf

dem Piano Herrn Charles Mayer zu bewundern. Der seelenvolle Klang, den Herr Cosmann seinem Instrumente zu entlocken weiß, und die perlenartige Abrundung der Töne, die Herr Mayer auf den Tasten hervorbringt, sprachen wohl am meisten an. Glücklicherweise! hat sich auf dem Bass noch Keiner hören lassen. Wir können übrigens den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Herrn Virtuosen so wenig als möglich ihre eignen Werke spielen möchten; wenigstens sollte die eine Hälfte ihrer Leistungen der Verherrlichung classischer Musik gewidmet sein.

Unsere liebe Sängerin, Fr. Schloß, hat auch in diesem Winter das musikalische Publikum durch ihren reinen, höhern Gesang erfreut. Von den beiden Sängerinnen, die während der Messe gastirten, Fr. Wagner aus Dresden und Fr. v. Marra aus Wien, gewann die letztere durch ihre vollendete italienische Schule den größten Beifall. Ein trauriges Ereigniß — Mendelssohn's Tod — verschaffte uns den Genuß, der seelenvollen, tief in's Herz gehenden Stimme einer andern gefeierten Sängerin zu lauschen, die nur ein solcher Umstand bewegen konnte, vor die Oeffentlichkeit zu treten. Wir meinen Frau Livia Frege, die Freundin Mendelssohn's, als Künstlerin ihres Freundes würdig, als Erscheinung eine Erfrischung für jedes Auge. J—n.

VII.

Aus Wien.

Der neue Oberstburggraf von Böhmen Graf Stadion dürfte nun bald in Prag erscheinen, jedenfalls werden die Stände nicht vor seinem Eintreffen zusammenberufen werden, da man den Grafen Salm zur Leitung ihrer Versammlungen nicht mehr fähig hält. Die Erledigung der zweiten böhmischen Landtagschrift, hinsichtlich der abgelehnten 50,000 Fl. ist Ende October bei der hiesigen Hofkanzlei noch vor Eintritt des neuen ständischen Referenten Fürsten Lobkowitz berathen worden, und dürfte, wenn auch nicht genügend, so doch in einem versöhnlichen Ton abgefaßt sein, als man dies bisher gewohnt war; auch hat die Regierung, bezüglich der wiederholten Beschwerde der böhmischen Stände wegen Verletzung des Bergwerksvertrages, den Ständen die Aufgabe gestellt, Vorschläge wegen Abänderung der Hofkammerverordnung, bezüglich des Steinkohlen-Bergbaus zu erstatten. Auch hat sie unter Anderem von ihnen ein Gutachten bezüglich der Einrichtung einer Gensdarmarie verlangt. Doch scheint dahinter mehr eine Geldfrage als die Anerkennung ihrer verfassungsmäßigen Befugnisse zu liegen.

Der „Münchberger Correspondent“, ein achtungswerthes Blatt, das seit Jahren hier in den Kaffeehäusern frei aufliegt, ist für das nächste Jahr mit Entziehung des Postdebets bedroht. Vielleicht entgeht er jedoch dieser Gefahr, da er seit einem Monate keine Correspondenzen aus Oesterreich mehr bringt. Freilich liegt die Ursache hiervon in dem Umstande, daß man seinen mehrjährigen hiesigen Berichtstatter, aus der Residenz nach einer kleinen Provinzialstadt versetzt. Sie errathen, daß hier von Herrn Tuwora die Rede ist, den Sie in Ihrer letzten Nummer in Schutz genommen haben, gegen die „Beschuldigung“ für die Grenzboten geschrieben zu haben. In der That war die Ursache seiner Versetzung, dessen Verbindung mit dem Münchberger Correspondenten, mit einem in Oesterreich — erlaubten Blatte! Bei der Staatskanzlei und auf der Postkanzlei wußte man stets, wer dieser Berichtstatter sei und sah ihm gerne durch die Finger, da er sich sehr „unverfänglich“ hielt. Dadurch theilweise sicher gemacht, theils aber von jener fortschreitenden Macht der öffentlichen Meinung mit ergriffen ist, hat der sonst so ängstliche und rücksichtsvolle Mann zu einigen et was schärfer gefärbten Notizen spornen lassen — was sogleich die Censur in Harnisch brachte als stände Sanibal vor den Thoren. D

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrá.